

## Kapital-Einführung

*Alexander von Pechmann, „Das Kapital“ von Karl Marx. Ein Handbuch, Verlag Turia + Kant, Wien-Berlin 2013, 221 S., 22,00 Euro*

Pechmann wendet sich an Leser, die angesichts der gegenwärtigen kapitalistischen Krise an „ökonomischer Theoriebildung interessiert sind und daher das ‚Kapital‘ verstehen wollen“. (1) Das Zielpublikum sind „interessierte Laien“ (12), der Schwerpunkt liegt beim Gesamtzusammenhang der Theorie aller drei Bände.

So einfach das Vorhaben, umso schwieriger ist die Ausführung. Das „Kapital“ will zunächst nur das ökonomische Bewegungsgesetz der bürgerlichen Gesellschaft enthüllen. Diese Gesellschaft aber wird in ihrer Struktur durch diese Ökonomie bestimmt, und noch mehr, diese so bestimmte Gesellschaft schafft die Grundlage für die Art und Weise, wie sie sich selbst einschließlich ihrer Ökonomie sowohl im Alltag als auch in der wissenschaftlichen Rezeption sieht. Da aber das „Kapital“ sich von vornherein diesem Schein entzieht, stellt es nicht bloß die kapitalistische Ökonomie, sondern auch alle von dieser Ökonomie bestimmten Bereiche nicht so dar, wie sie uns erscheinen, sondern so wie sie sich aus der Natur der kapitalistischen Ökonomie ergeben. Es liefert auch darüber hinaus in nicht wenigen Fällen eine Erklärung dafür, warum ökonomische, politische, juristische Formen uns anders erscheinen als sie selbst sind. So glaubt „zunächst“ jeder zu wissen, was Eigentum sei, doch im „Kapital“ wird es nicht durch Willensverhältnisse begründet, sondern ökonomisch. Und dies

gleich in mehrfacher Form. Zunächst ist es durch die Arbeit des Produzenten und etwas später durch die unentgeltliche Aneignung fremder Arbeit bestimmt. Und trotzdem behalten die althergebrachten juristischen Formen ihre Gültigkeit. Ein anderes Beispiel: Jeder „interessierte Laie“ glaubt zu wissen, was Kapital sei, doch bei Marx erfährt er, dass es nicht bloß eine Summe Geldes oder eine Industrieanlage oder dergleichen ist, sondern ein gesellschaftliches Verhältnis, das Lohnarbeit, bestimmte Eigentumsverhältnisse und deren (staatliche und ideologische) Absicherung beinhaltet. Das „ökonomische Bewegungsgesetz“ ist also ohne die Kenntnis all der anderen Bereiche kaum zu verstehen. Kurz: Der „interessierte Laie“, der aus eigener Erfahrung schon viele Kenntnisse über Kapital und Kapitalismus besitzt, sieht sich mit dem „Kapital“ in eine Welt versetzt, die er so noch nicht kennt, aber kennen müsste, will er das „Kapital“ verstehen. Die ökonomischen Bewegungsgesetze sind also nur dann im vollen Umfang verständlich, wenn auch alle anderen Bereiche bekannt sind. Dabei ist hier noch gar nicht die Schwierigkeit berücksichtigt, dass der interessierte Laie oft noch wenig von Ökonomie und von Philosophie (z. B. Dialektik) weiß.

Jede Einführung in „Das Kapital“ steht vor diesem Dilemma. Der Teil ist erst durch das Ganze verständlich, dieses jedoch wird erst durch seine Teile konstituiert. Der Gefahr, diesem Dilemma dadurch auszuweichen, dass man durch die Erläuterungen der Voraussetzungen allen möglichen Einwänden zuvor kommt, um dann erst später (oder dann auch

gar nicht mehr) zur Sache selbst zu kommen, entgeht Pechmann – von einer kleinen „Einleitung“ (9-12) abgesehen – dadurch, dass er sich auf den Hauptinhalt der „kapitalistischen Produktionsweise“ konzentriert. Der Leser soll sich mit dem Inhalt des „Kapital“ selbst befassen, bevor er den Fragen nachgeht, wie das „Kapital“ richtig zu lesen sei, dass man Marxens „Forschungsweise“ vom „Entstehungsprozess“ zu unterscheiden habe etc. Auch auf andere Kommentare, Einführungen und Interpretationsansätze lässt er sich erst gar nicht ein. Pechmann lässt sich von drei Fragen leiten: „was ist eigentlich Kapital; wie und wodurch entsteht es; in welchen Formen bewegt und verwertet es sich?“ (11) Die Konzentration auf das Ökonomische ist jedoch bei Pechmann nicht bloß eine didaktische Reduktion, um den anfänglichen Leser einen Einstieg in das Kapital zu erleichtern, sondern er scheint den Inhalt des „Kapital“ auf die Ökonomie zu beschränken. Aber die „Lebensleistung von Marx“ (11) ist eben nicht nur die Analyse der kapitalistischen Ökonomie. Es wird aber noch mehr reduziert. Alles historische Quellenmaterial lässt er beiseite, auf detaillierte Erläuterungen und Berechnungen geht er nicht ein. Der Schwerpunkt liegt beim systematischen Aufbau des Werks. Um es noch einmal zu betonen: Alle Auslassungen können unter didaktischen Gesichtspunkten gebilligt und gerechtfertigt werden, aber „Das Kapital“ stellt viel mehr dar als „bloß“ Marxens ökonomische Theorie.

Die Einteilung folgt den großen Abschnitten, nicht den einzelnen Kapiteln. Die sicherlich notwendige Straffung des Stoffes, einschließlich man-

cher Auslassungen und Reduktionen, scheint aber nicht in allen Fällen sinnvoll zu sein. So behandelt er, diesem Einteilungsprinzip folgend, zunächst die ersten beiden Abschnitte „Ware und Geld“ und „Die Verwandlung von Geld in Kapital“. Erstes Opfer seiner komprimierten Darstellung ist die Sphäre des Besitzes und des Eigentums. Nach der Darstellung der Geldform und des Fetischcharakters der Ware geht er unmittelbar über zum Geld und dessen Zirkulationsformen. Der Austauschprozess und damit die Beziehung der Warenbesitzer als gleiche und freie werden übergangen. Schon hier zeichnet sich die Tendenz ab, dass Pechmann sehr deutlich das Gewicht auf die Wertseite legt. Zwar wird die Seite der Gebrauchswerte überall dort, wo sie systematisch hereinspielt, nicht übergangen, aber die Entwicklung basiert auf dem Wert. Ähnliches gilt auch für das 13. Kapitel, in dem die Auswirkung der absoluten und relativen Mehrwertproduktion auf die Arbeiter (und natürlich auch die Arbeiterinnen und die Kinder) durchaus historisch beschrieben werden. Pechmann folgt wohl der Meinung, dass es in diesem Kapitel vor allem um die Beschreibung des proletarischen Elends gehe, um die empirischen Auswirkungen dessen, was begrifflich zuvor mit der Entwicklung des absoluten und relativen Mehrwerts dargestellt wurde. Der Aspekt, dass Marx hier mit empirischen und historischen Belegen zeigt, dass sich die kapitalistische Produktionsweise nur mit Hilfe aller nichtökonomischen Repressionsapparate (Staat, Justiz, Religion, Ideologie einschließlich der sozialen und

moralischen Zerrüttung) durchsetzen und erhalten kann, geht damit verloren. Die entsprechenden Ausführungen dieses Kapitels sind mehr als bloßes historisches Quellenmaterial, das heute ohnehin überholt ist. Der Aspekt, dass Marx mit empirischem Material einen Ausblick auf den Gesamtzusammenhang der kapitalistischen Produktionsweise gibt, den er systematisch an dieser Stelle noch nicht geben kann, wird vernachlässigt.

Erfreulich ist, dass Pechmann den zweiten und dritten Band ebenso ausführlich behandelt wie den ersten. Er holt vor allem den zweiten Band, der in den heute gängigen Einführungen sehr stiefmütterlich behandelt wird – Heinrich widmet ihm gerade mal neun und Fülberth kommt mit sechs Seiten aus – aus seiner Schmuddelcke heraus. Alle drei Abschnitte werden mit der gleichen Ausführlichkeit und für den „interessierten Laien“ nachvollziehbar behandelt. Dies gilt insbesondere für das Reproduktionschema des Gesamtkapitals im dritten Abschnitt des zweiten Bandes. Dasselbe trifft weitgehend auch auf den dritten Band zu. Die Verwandlung der Warenwerte in Produktionspreise, der tendenzielle Fall der Profitrate werden nicht vereinfacht und trotzdem verständlich dargestellt.

Insgesamt hat Pechmann eine anregende Zusammenfassung geschrieben, ohne die Schwierigkeit des Stoffes zu bagatellisieren. Der Untertitel „Handbuch“ ist jedoch nicht angebracht. Es ist nicht ein Buch, das der Leser bei einzelnen Schwierigkeiten heranzieht; und es ist auch kein Nachschlagewerk. Das dazu nötige Sachregister mit entsprechenden Querverweisen fehlt völlig. Für diese Thematik

wäre es ohnehin angebracht, für ein Handbuch aber unerlässlich. Das Buch vermittelt aber auf jeden Fall einen ersten kompetenten Überblick über Marxs ökonomische Theorie und vermag auch das Interesse zu wecken, sich mit dem Original zu befassen.

*Martin Schraven*

## **Marxsche Philosophie**

*Urs Lindner, Marx und die Philosophie. Wissenschaftlicher Realismus, ethischer Perfektionismus und kritische Sozialtheorie, Schmetterling, Stuttgart 2013, 424 S., 24,95 Euro*

In der Auseinandersetzung und Analyse der Krisenkonstellation seit den Jahren 2007/2008 rücken philosophische Thematiken im marxistischen Spektrum in den Hintergrund der Aufmerksamkeit. Mehrere jüngst veröffentlichte Publikationen, etwa die Übersetzung eines Werkes von Etienne Balibar, wirken diesem Trend entgegen. Auch die hier besprochene, auf eine Dissertation zurückgehende Veröffentlichung, die ursprünglich als Einführung gedacht war (7), sticht heraus.

Das Ziel des Buchs ist ein „philosophische[r] Durchgang durch das gesamte marxsche Werk“ (ebd.). Es umfasst neben einer Einleitung sechs Kapitel sowie eine Schlussbetrachtung. Das Werk zeichnet sich durch eine gut zugängliche Sprache aus, die auch denjenigen Lesern den Zugang zur Materie gewährt, die bislang kaum oder vielleicht auch keinen Kontakt zu philosophischen Themen haben. Das Vorgehen des Verfassers ist transparent und (selbst)kritisch. Seine Studie verfügt über einen eigenständigen Interpretati-

onsrahmen, der zur Diskussion und zum Gedankenaustausch anregt. Immer wieder erfolgen die Betrachtung und der Rückbezug auf die Biografie von Marx. Lindner zeichnet die Verbindungen der verschiedenen Werke nach und zeigt auf, ob, wann, warum und auf welche Weise spezifische Thematiken wiederkehren. Zudem arbeitet sich der Autor kritisch an verschiedenen Marx-Interpretationen ab, wobei insbesondere Althusser im Fokus steht. Am Ende des Werkes findet sich ein umfangreiches Literaturverzeichnis sowie ein kurzes, hilfreiches Glossar.

Lindner verortet die Marxschen Schriften „in der Tradition sozialphilosophischen Denkens“ (12). Eine „rekonstruktive Frage“ ist in der Untersuchung leitend: „Was von seinem Denken ist für eine heutige kritische Sozialtheorie“ zu verwenden und welche Aspekte nicht? Lindner möchte den „wissenschaftlich-materialistischen“ und den ‚ethisch-politischen‘ Marx zusammenbringen“. Um dieses Ziel zu erreichen, setzt der Verf. auf drei Perspektiven: Wissenschaftstheorie, Ethik und Dekonstruktion (13). Er lässt hierbei allen Texten von Marx eine Gleichbehandlung zukommen und arbeitet sich in chronologischer Reihenfolge vor (17). Die Dichotomie „von weitgehender Kontinuität oder völligem Bruch im marxischen Werk“ vermeidet der Autor (17f.). Ihm geht es nicht um eine „einfache [...] Erweiterung von Marx“, sondern Lindner strebt ein „Kooperationsprojekt von an Marx und Foucault orientierten Zugängen an“ (23), in enger Verbindung mit Theorien aus dem Spektrum des Feminismus und Postkolonialismus sowie „radikalem Denken aus außereuropäischen Kontexten“ (23f.).

Hervorzuheben ist, dass die Verbindungen von Marx zur Philosophie auch jenseits von Hegel und Feuerbach deutlich gemacht werden, bspw. auch zu Kant. Im zweiten Kapitel verortet Lindner den jungen Marx in den „diskursiven Koordinaten des Junghegelianismus“ (52). Auch seine Doktorarbeit bewegt sich im „theoretischen Rahmen“ der Hegelschen „Deutung der nach-aristotelischen Philosophien“ sowie Bruno Bauers „Philosophie des Selbstbewusstseins“ (58). Es finden sich Bezüge zu Schelling, bspw. in der in den Pariser Manuskripten formulierten Kritik an Hegel (69), ebenso auch eindeutige Zugriffe auf Fichte (70f.). Zu behaupten, Marx sei angesichts seiner „Lobpreisungen“ von Feuerbach jemals ein „Feuerbachianer“ gewesen, verfehle „die Komplexität seiner diskursiven Bezugnahmen und Verknüpfungen“ (69). Die Schrift *Zur Judenfrage* erweise sich als die innerhalb der Frühwerke „klarste Zurückweisung der von [John] Locke erfundenen philosophischen Akteursfigur der Person als Privateigentümer“ (96).

In Differenz zu Althusser, der wohl eine der populärsten „Periodisierung[en] des marxischen Werkes“ vorgelegt hat, ist Lindner der Auffassung, dass bei Marx ein „Einschnitt innerhalb der Philosophie und ein [...] Übergang zur Sozialphilosophie“ zu unterscheiden seien. Statt einer von Althusser vorgeschlagenen „Ablösung von Ideologie durch Wissenschaft“ in den Jahren 1845/1846 habe sich ein „philosophischer Terrainwechsel“ ereignet. Dieser umfasse nicht die Absage an frühere Positionen, sondern deren Neuartikulation (18). In der Folge unterteilt Lindner das Marxsche Wirken in von Althussters Überlegungen abweichende

Phasen. Erst mit Beginn seines Exils in London ab 1850 sei Marx als Wissenschaftler tätig gewesen (18). In dieser Periode habe Marx einen „komplexitätswissenschaftlichen Theorietypus“ entwickelt, in dessen Rahmen, so der Autor, „die Geschichtsphilosophie des historischen Materialismus“ außen vor gelassen werde (22).

Im Verlaufe der Auseinandersetzungen mit den werkimmanenten Verbindungen glättet Lindner mit seinen Einschätzungen und Interpretationen das Werk von Marx keineswegs, sondern weist immer wieder auf dessen „gegenläufige Tendenzen hin“, die es in seiner Gänze sogar zu zerreißen drohten (216).

Auch zu in der Marx-Forschung umstrittenen Thematiken und Interpretationen nimmt Lindner innerhalb seines Interpretationshorizontes argumentativ überzeugend Stellung. So begreift er Marx' „Grundrisse“ als dessen „philosophisches Experimentierfeld“ (235), er weist die vielfach geäußerte Meinung zurück, hierin würde sich die „eigentliche Philosophie des *Kapitals*“ (236) in Anschluss an Hegel finden, womit er der gelegentlich hervorgebrachten Figur eines Hegelmarxismus eine Absage erteilt (237). Auch die u.a. von Axel Honneth sowie von Vertretern des „westlichen Marxismus“ postulierte, ab 1850 stattfindende Trennung „zwischen historisch-politischen Schriften“ einer- und „der systematischen Untersuchung der kapitalistischen Ökonomie“ andererseits, hält Lindner für nicht zutreffend (258). Zuletzt geht der Verf. der Streitfrage über die von Marx im Kapital verwendete Methode bzw. Art der Darstellung nicht aus dem Weg. Er kommt zu dem Schluss, es gebe hierin nicht „die Me-

thode“, vielmehr liege „bei der Produktion von Erklärungen“ die Kombination „unterschiedliche[r] Vorgehensweisen“ vor: „[D]ichte ethische Beschreibungen“ würden verknüpft mit „analytische[n] Begriffszergliederungen“ und der „genetischen“ Entwicklung von Erscheinungsformen“ (335). Auch einen „Bruch mit der frühen Entfremdungsproblematik“ kann Lindner im Kapital nicht erkennen. Stattdessen habe eine Verteilung ihrer „normative[n] Gehalte [...] auf ein komplexeres ethisches Begriffsvokabular“ stattgefunden (346).

Im letzten Abschnitt wendet sich Lindner dem Marxschen Spätwerk zu. In den letzten 15 Jahren seines Lebens hätte „die Frage der sozialen Transformation“ im Zentrum des Interesses gestanden, von Marx bearbeitet „in Form einer Kritik der Geschichtsphilosophie“, vorangebracht im Rahmen der Beschäftigung mit Russland. In dieser Phase hätte Marx schließlich die Abkehr von der herausgehobenen Bedeutung der europäischen Entwicklung vollzogen (360).

Lindner schließt seine Betrachtungen mit dem Resümee, dass Marx noch immer ein grundlegend wichtiger Denker für eine zeitgemäße Sozialtheorie sei, hierbei jedoch „ein Bezugspunkt – unter anderen“ (396). Er plädiert für das bereits eingangs angedeutete Projekt einer „kritische[n] Sozialtheorie“, verstanden als „theoretisches Reflexionsmedium und streitbare Kommunikationsplattform immer schon pluraler Emanzipationspolitiken“. Eine irgendwie geartete Wiederbelebung eines Marxismus lehnt er dezidiert ab (397).

Sebastian Klauke

## Die Möglichkeiten der Marx-Rezeption

Matthias Steinbach/Michael Ploenus (Hrsg.), *Prüfstein Marx. Zu Edition und Rezeption eines Klassikers, Metropol, Berlin 2013, 383 S., 24,00 Euro*

Die Feststellung, dass Marx – sowohl im Feuilleton wie auch in der Wissenschaft – wieder en vogue ist, ist weder originell, noch angesichts der aktuellen Krisenkonstellationen überraschend, doch für die Wissenschaft und ihre Debatten sicherlich ein Glücksfall. Dem Aufschwung der letzten halben Dekade schließt sich auch der vorliegende Sammelband an. Er umfasst neben einer Einleitung durch die Herausgeber 20 Beiträge in den vier Abschnitten Edition und Biografie, Rezeptionslinien im Kaiserreich und Weimarer Republik, Kultur- und bildungsgeschichtliche Perspektiven sowie – mit drei Texten am kürzesten – Transnationale Perspektiven. Die damit gebotene thematische Breite bietet überaus vielfältige Perspektiven und Positionen. Die Beiträge bewegen sich entlang der Dimensionen des Marxismus als „Weltklärungstheorie“, „soziale Utopie“, „revolutionäre Ideologie“ sowie „wissenschaftliche Methode“ (11). Beteiligt sind ForscherInnen insbesondere der Geschichtswissenschaft, aber auch einzelne Vertreter der Pädagogik, Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte. Resultat dessen sind Beiträge wie ‚Museums- und Ausstellungskonzepte des Trierer Marx-Hauses von 1931 bis heute‘ und ‚Marxismus in der Pädagogik‘, aber auch Themen jenseits deutscher und europäischer Grenzen werden betrachtet, etwa wenn die ‚Marxistisch inspirierte his-

toriographische Diskussion in Lateinamerika‘ am Beispiel Argentinien’s geschildert wird. Über ihre jeweilige Zunft hinaus bekannte Namen sind Peter Schöttler, der sich dem „Verhältnis der französischen *Annales*-Historiker zu Marx und Marxismus“ (348) widmet, das sich in beide Richtungen als „kompliziert“ (ebd.) darstellt, sowie Mario Kessler. Insgesamt sind Männer deutlich in der Überzahl.

Die Herausgeber sind der Auffassung, dass „der historische Marx“ im Zentrum der Aufmerksamkeit zu stehen habe, ebenso wie der Marxismus „als ein historisches Thema aufzufassen“ (11) sei. Die „Historisierung von Biografie, Werk und Rezeption“ sei „längst im Gange“ (ebd.) und erst „nach dem Epochenjahr 1989“ (9) sei es möglich, den Marxismus in und durch entsprechende Debatten umfänglich zu begreifen. Grundlegend wichtig sei für diese Entwicklung gewesen, dass nunmehr die „verschlungene und verästelte Editions-, Rezeptions- und Wirkungsgeschichte“ des Marx’schen Denkens in den Fokus des „wissenschaftlichen Interesses“ (11) rückte.

Der erste Buchabschnitt hat die in ihrer Anzahl ausufernden Biografien über Marx sowie die „historischen und spezifisch editorischen Fähigkeiten [...]“ der MEGA zum Thema. So stellt z.B. Ulrich Pagel in seinem Kapitel über die bisherige Editions-geschichte der Deutschen Ideologie dar, dass „angestrengt ein einheitliches und geschlossenes Werk zu suggerieren“ versucht wurde, es sich aber eigentlich um ein nicht abgeschlossenes, sondern letztlich wohl „abgebrochenes Projekt“ (12) handelt.

Uwe Dathe und Matthias Steinbach leiten kritisch ein und kommentieren die

„Konzeption einer beabsichtigten Habilitationsschrift des Jenaer Historikers Alexander Cartellieri“, die sich der „materialistischen Geschichtsauffassung“ (13) von Marx und Engels widmen sollte. Die Schrift stammt aus dem Jahr 1898 und wird hier abgedruckt.

Eine Analyse der „zeitgenössischen und späteren innerkirchlichen“ Debatten zum „christlichen Sozialismus und d[em] Verhältnis zur Marxschen Theorie“ wird von Stefan Gerber durchgeführt; als Beispiel führt er den Pastor Wilhelm Hohoff (1848-1923) an. Mario Kessler porträtiert Arthur Rosenberg (13), den er bereits 2003 mit einer lesenswerten Biografie bedacht hat. Etwas überraschend wird Walter Eucken durch Uwe Dathke „als ein intensiver Analytiker Marxscher Überlegungen zu Staat und Wirtschaft vorgestellt“ (14).

Manfred Neuhaus geht in seinen Betrachtungen zur MEGA auf deren Geschichte und wichtige Entwicklungsphasen ein. Der „endgültige Durchbruch zur Akademisierung und Internationalisierung“ des Projekts konnte seiner Meinung nach erst im Zuge der Ereignisse des Jahres 1989 erfolgen. Die im Anschluss daran erfolgte Rekonstruktion des Vorhabens der MEGA war „ein komplizierter, schmerzhafter, aber auch ungemein befreiender Prozess“ (20) und bedeutete in seinen Augen neben dem Genannten auch „Entideologisierung, Entpolitisierung“ (ebd.), wobei allerdings aus kritischer Perspektive die Vorteile eines „entpolitisierten“ Marx durchaus nicht auf der Hand liegen. Der Prozess der Rekonstruktion nach der ‚Wende‘ umfasste auch die Reduktion der geplanten Bücheranzahl von 164 auf 114 sowie „die Erprobung innovativer Verfahren“ zur

digitalen Vernetzung der Forschungsarbeit mit „Satz und Drucktechnik“ (ebd.). Neuhaus schildert im Weiteren immer wieder wichtige Details der Arbeit an der MEGA. So war mit dem Anlauf zur zweiten MEGA in den 1960er und 1970er Jahren die Adaption der „textologischen Innovationen der modernen Goethe- und Brechtphilologie“ (21) verknüpft. Anstatt wie bisher „einen Text zu generieren, der dem Willen des Autors möglichst nahe kommt“, wurde fortan der Fokus darauf gelegt, „den Text in seiner Genesis vom frühesten Entwurf bis zur letzten Fassung zu dokumentieren“ (ebd.). Ein wichtiges Ergebnis der MEGA seit 1989 sei der Umstand, dass die als Marxsche Hauptwerke bezeichneten Texte *Deutsche Ideologie* und *Das Kapital* erstmals deutlich als „unabgeschlossene Auseinandersetzungen mit zeitgenössischen Forschungs- und Diskurszusammenhängen“ (23f.) wahrnehmbar sind, die man als LeserIn erst einmal „rekonstruieren“ (24) muss. Dies ist aus marxistischer Perspektive als ein produktives Vorgehen zu bewerten, aus dem bereits einige Debatten entstanden sind. Es kann den Worten Neuhaus‘ gefolgt werden, wenn er behauptet, nur mit der MEGA erhalte man „einen authentischen Marx und einen authentischen Engels“ (28).

Regina Roth betrachtet in ähnlicher Weise die Veröffentlichungsgeschichte des Kapital und erkennt im „fragmentarische[n] Charakter der [dem *Kapital* zugrundeliegenden] Manuskripte“ (63) und der damit verknüpften „Unfertigkeit und Ambivalenz“ (64) die „Chance“ (ebd.) einer fruchtbaren Auseinandersetzung mit Marx. Und zwar „nicht [als] eine[n] Säulenheiligen, eine[n] zur

Systembauer, sondern mit [ihm als] eine[n] kritischen Geist“ (ebd.).

Gerd Biegel beleuchtet in einem biografisch gefärbten Abriss das Zustandekommen der ersten „biographischen Skizze“ (65) über Marx, die von Engels auf Bitten von Wilhelm Bracke 1878 angefertigt wurde und im Braunschweiger Volks-Kalender erschien. Die Skizze Engels erfuhr durch das gewählte Medium seiner Veröffentlichung „eine schnelle Vermittlung mit populärer Strahlkraft“ (74), die den aktuellen Internetforen ähnele.

Michael Ploenus widmet sich dem „Marxsch[en] Werk“ im Lichte „seiner Biografien“ (75). Dabei sei „[d]ie Suche nach dem Menschen [...] vom Denker Marx und seiner kontroversen Rezeption schlechthin nicht zu trennen“ (79). Daraus folgt für den Autoren, dass die vorliegenden „Marx-Biografien einen interessanten Quellenkorpus“ bilden, der „direkt ins Zentrum der diffusen ideologischen und politischen“ Konflikte des vergangenen Jahrhunderts führe. Den Autor interessieren „die Intentionen“ sowie die eingenommenen „Blickwinkel der Biografien“ (ebd.).

In ihrem Vergleich der Darstellung des Lebens von Marx in Schulbüchern kommt Heike Christina Mätzing zu dem Schluss, dass wohl in England „lebensnähere Bilder“ (326) Verbreitung finden, während sich in Tschechien das Bild von einem Extrem ins andere gewandelt habe: Vor 1989 war Marx erst ein Held, danach der Antiheld und aktuell wird ein neutralisierter Marx „in den Kulissen der Strukturgeschichte“ (ebd.) zum Verschwinden gebracht. Genau dies sei auch in Deutschland der Fall (ebd.).

Nach diesem schlaglichtartigen Durchforsten des Sammelbandes lässt sich abschließend festhalten, dass selbst Marxologen aus diesem Band noch einiges an Wissen mitnehmen können und das bereits unüberschaubar gewordene Mosaik Marx (und Engels) mit weiteren Verästelungen bereichert wird.

*Sebastian Klauke*

## **Rosa Luxemburg und die Emanzipation junger Staaten**

*Ingo Schmidt (Hg), Rosa Luxemburgs „Akкумуляtion des Kapitals“. Die Aktualität von ökonomischer Theorie, Imperialismuserklärung und Klassenanalyse, VSA-Verlag, Hamburg, 165 S., 16,80 Euro*

Der Sammelband, der sieben sehr unterschiedliche Beiträge enthält, wurde aus Anlass des vor 100 Jahren erschienenen Hauptwerks von Rosa Luxemburg herausgegeben. Er beleuchtet viele Facetten der Vorstellungen und Arbeiten von Rosa Luxemburg, die teilweise wenig bekannt sind. Vorgestellt wird eine marxistische Theoretikerin und praktische Revolutionärin, die überraschend modern ist, deren Analysen teilweise zutreffender oder doch klarer formuliert sind als die vieler ihrer Zeitgenossen.

Dies gilt für ein breites Spektrum von Themen. So wird im Beitrag Bellofiore deutlich, wie Luxemburg den ‚Fetischcharakter‘ der kapitalistischen Ökonomie glänzend auf den Punkt bringt, wenn sie formuliert: Die Gesellschaft wird „zu einer uns fremden, entäußerten, von uns unabhängigen Erscheinung



(...), deren Gesetze wir ebenso ergründen müssen, wie wir die Erscheinungen der äußeren Natur untersuchen, wie wir die Gesetze zu ergründen suchen, die das Leben des Pflanzenreichs und des Tierreichs, die Veränderungen in der Erdrinde und die Bewegungen der Himmelskörper beherrschen.“ (40) Das passt genau auf jene Hervorbringungen der modernen Wirtschaftswissenschaften, die uns z.B. die Finanzmärkte als Naturgewalt präsentieren, an deren Anforderungen man sich – bei Strafe wirtschaftlicher Katastrophen – anzupassen habe. Das Zitat stammt allerdings nicht aus der „Akkumulation des Kapitals“ sondern aus der „Einführung in die Nationalökonomie“.

Ein weiterer Aspekt hängt mit der von Luxemburg entwickelten ökonomischen Zusammenbruchstheorie zusammen (dazu mehr weiter unten), zu der, wie Bellofiore meint, ihre Organisationstheorie und politische Praxis eigentlich nicht passe: Tatsächlich gehe Luxemburg keineswegs davon aus, dass der (als sicher angenommene) Zusammenbruch des Kapitalismus notwendig zum Sozialismus führen müsse: „Nicht als ein gesichertes Ergebnis oder Schlusspunkt in der Geschichte, sondern als die einzige Möglichkeit, der ‚Barbarei‘ zu entkommen...“ (48) Daher ist ihr eine politische Haltung fremd, die nach dem Motto ‚Die Zeit arbeitet für den Kommunismus‘ auf den historischen Automatismus vertraut.

Dies kann auch anhand ihrer Organisationstheorie gezeigt werden, die sich in vielen Punkten als realistischer herausgestellt hat als viele ihrer Kritiker damals vermuteten. Luxemburg setzte nicht auf reine Spontaneität, wie ihr teilweise vorgeworfen

worden ist; sie war sich aber, stärker als z.B. Lenin, der Gefahren bewusst, die die Existenz einer von den Massen losgelösten Avantgardepartei mit sich bringt. In ihrem Konzept versucht sie, zwischen den bewusstseinsbildenden Momenten der ökonomischen Kämpfe und der politischen Rolle einer von ihr keineswegs abgelehnten Avantgardepartei zu vermitteln (50).

Eine Überinterpretation der Luxemburg'schen Position stellt m.E. der Beitrag von Dörre über das „Landnahmtheorem“ (83) dar. Rosa Luxemburg war der Überzeugung, dass der Kapitalismus nur existieren kann, indem er sich schrittweise nicht-kapitalistische Produktionsweisen einverleibt. Dies begründete sie – sich stützend auf die Marx'schen Reproduktionsschemata im zweiten Band des ‚Kapital‘ – mit dem der kapitalistischen Produktionsweise angeblich immanenten Nachfrage-mangel. Nur weil Dörre von Luxemburgs sehr präziser Begründung abstrahiert, kann er sie für eine Position vereinnahmen, die den Kapitalismus als „fortwährende Okkupation eines nicht-kapitalistischen Anderen“ beschreibt (83) – wobei nun so ziemlich alles, was nicht unmittelbar und direkt der kapitalistischen Verwertung unterworfen ist, als „Anderes“ gilt: Von der bäuerlichen Subsistenzwirtschaft bis zur weiblichen Sexualität. Indem er das Wort „Landnahme (als) Metapher für die expansive Dynamik des Kapitalismus“ nimmt (83) – obwohl diese Dynamik im Begriff der kapitalistischen Produktionsweise selbst bereits fest eingeschrieben ist – kann er sämtliche Erscheinungen der kapitalistischen Entwicklung mit dem Label „Landnahme“ versehen. Das

hat nun mit Luxemburgs Ableitung nichts mehr zu tun.

Ein für die Analyse der Gegenwart weitaus wichtigerer Aspekt betrifft Luxemburgs spezielle Fassung von Imperialismus und das Verhältnis zu den Problemen und Möglichkeiten unterentwickelter, kolonialer Länder. Die Beiträge von Löwy und van der Linden widmen sich diesem hochaktuellen Thema. Dass der Imperialismus auch mit der Durchdringung nicht-kapitalistischer Gesellschaften verbunden ist, haben auch andere ‚klassische‘ Imperialismustheoretiker wie Hilferding, Lenin oder Bucharin gesehen. Sie haben sich allerdings vor allem mit den Rückwirkungen der kolonialen Expansion auf die Hauptländer des Kapitals beschäftigt. Das tut Luxemburg auch – darüber hinaus aber untersucht sie teilweise sehr detailliert die widersprüchlichen Auswirkungen für die Kolonialländer. Dabei schildert sie sowohl die dort angerichteten Verheerungen als auch die ausgelösten Entwicklungsprozesse. Indem sie zeigt, dass die ausgebeuteten Länder unter bestimmten Bedingungen zu kapitalistischen Konkurrenten der Ausbeuterstaaten werden, sich von diesen also (unter kapitalistischen Vorzeichen) emanzipieren können, ist sie weit-sichtiger als viele Dependenztheoretiker, die eine solche Entwicklung für unmöglich hielten.

Schließlich ist auch Luxemburgs Position zum nationalen Selbstbestimmungsrecht überraschend modern, wobei sie hier näher bei Marx und Engels als bei Lenin ist. Ingo Schmidt weist in seinem Schlussbeitrag darauf hin, dass sich Luxemburg im Kontext des von Woodrow Wilson

verkündeten „Selbstbestimmungsrechts der Nationen“ vor dem damit ihrer Ansicht nach notwendig verbundenen Nationalismus fürchtete (147). Betrachtet man die blutigen Ereignisse nach der Auflösung der Sowjetunion und Jugoslawiens, die absurde Sortierung der Bevölkerung nach Religion und ‚Volkszugehörigkeit‘ im Irak und anderswo so wird deutlich, wie realistisch sie die Gefahren dieser Art nationaler ‚Selbstbestimmung‘ erkannt hat: Jede zur ‚Selbstbestimmung‘ gelangende ‚Nation‘ (und sei sie noch so klein) sieht ihre wichtigste Aufgabe darin, alle dieser Nation nicht angehörenden Minderheiten auf ihrem Territorium nun ihrerseits zu unterdrücken.

Trotz der vielen interessanten und anregenden Analysen einzelner Aspekte von Luxemburgs Arbeiten hat der Band aber entscheidende Schwächen. Denn obwohl behauptet wird, es ginge hier um Luxemburgs Hauptwerk, gibt es keinen Beitrag, der sich systematisch mit der „Ak-kumulation des Kapitals“ auseinandersetzt. Man pickt sich hier und da passende Gedanken heraus, ohne sich mit dem Buch als geschlossenem theoretischen Werk – das es nun mal ist – auseinanderzusetzen. Warum die Autoren des Sammelbandes – einschließlich seines Herausgebers – sich um diese Arbeit drücken, kann nur vermutet werden: Möglichweise wollte man eine (vielleicht ja – horribile dictu – kritische) Bewertung jener Teile vermeiden, die von vielen ihrer Kritiker als Fehler oder Schwäche im Umgang mit Marx bezeichnet wurden. Die dem „partei-offiziellen Marxismus“ (in mehreren Beiträgen kommt diese abwertende Leerformel vor) vorgeworfene Heiligenvereh-

rung von Klassikern feiert nun in Bezug auf Rosa Luxemburg fröhliche Urständ. Kaum einer der versammelten Autoren (übrigens alles Männer) versäumt es, auf die Kritik an Luxemburgs Reproduktionstheorie hinzuweisen; manche halten sie für berechtigt, manche nicht, sind sich aber weitgehend einig in der Ablehnung ihrer Position: dass der Kapitalismus an Nachfragemangel zugrunde gehen müsse wenn er erstmal sämtliche nicht-kapitalistische Produktionsweisen aufgesaugt habe. Le Blanc beschränkt sich darauf hinzuweisen: „Wie wir sehen können, enthält Luxemburgs Analyse des kapitalistischen Akkumulationsprozesses eine komplizierte (für einige eine zu komplizierte) Kritik des zweiten Bands von Marx' Kapital.“ (64) Tatsächlich ist ein Großteil von Luxemburgs Hauptwerk der Auseinandersetzung mit Marxens im zweiten Band des ‚Kapital‘ enthaltenen Reproduktionsschemata gewidmet, einer oft unterschätzten und als marginal betrachteten Analyse der Gleichgewichtsbedingungen des kapitalistischen Reproduktionsprozesses, der – immerhin weist Schmidt in seinem Einleitungsbeitrag darauf hin – Elemente der modernen Wachstumstheorie vorwegnimmt. Luxemburg meint, dass die Marx'sche Darstellung fälschlicherweise von der Notwendigkeit einer von außerhalb des Systems stammenden Endnachfrage abstrahiere. Viele ihrer Kritiker waren der Ansicht, dass sie den methodischen Stellenwert der Reproduktionsschemata übersehen habe – m. E. hat das am klarsten Eduard März in seiner Einleitung eines 1975 von Verlag Neue Kritik herausgegebenen

Nachdrucks der ‚Akkumulation‘ formuliert<sup>1</sup>: „Heute,... sind wir in der Lage zu erkennen, an welchen Schwierigkeiten die große Rosa gescheitert ist. Beim Marx'schen Schema der Reproduktion (...) haben wir es mit einer Identität zu tun. (Genauso wie es sich bei den berühmten Gleichungen aus der ‚General Theory‘ von John Maynard Keynes um Identitäten handelt.) Aus Identitäten lassen sich aber bekanntlich keine Kausalzusammenhänge ableiten.“ Das kann hier nicht diskutiert werden – ein Buch aber, das dem Luxemburg'schen Hauptwerk gewidmet ist, hätte sich diese Auseinandersetzung nicht sparen dürfen; sie betrifft das Herzstück des Werks. Das wäre im Übrigen auch eine echte Weiterentwicklung gewesen und man hätte so den Luxemburg'schen Irrtum als Beitrag zum Wissensfortschritt geehrt. Die Reproduktionsschemata waren eine für Marx' Zeit absolut innovative Darstellungsweise, auch wenn es Kritiker gibt, die meinen, dass Marx (und Engels als Bearbeiter) wegen nicht ausreichender mathematischer Kenntnisse den Ansatz nicht voll beherrscht haben. Das gilt in diesem Punkt möglicherweise auch für Rosa Luxemburg, wobei ihre Auseinandersetzung mit der Marx'schen Darstellung auch wichtige innovative Elemente beinhaltet. Rosa Luxemburg war eben auch eine wichtige marxistische Theoretikerin – eine Eigenschaft, die in dem Sammelband etwas untergeht.

---

<sup>1</sup> Eines der inkriminierten „kommunistischen Regime“ (157) veröffentlichte schon ab 1972 „Rosa Luxemburgs Gesammelte Werke“ (Dietz Verlag Berlin), aus denen die Autoren des Sammelbandes natürlich zitieren.

Die Tatsache, dass die Autoren eine Auseinandersetzung mit diesem grundlegenden Teil der ‚Akkumulation‘ gescheut haben, ist allerdings nicht die einzige Schwäche der Veröffentlichung. Eine andere, bedauerliche Lücke betrifft die Auseinandersetzung mit Luxemburgs Entwicklungstheorie. Es wird zwar – wie oben gezeigt – deutlich gemacht, dass Luxemburg sich sehr intensiv mit vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen auseinandergesetzt hat. Dabei ist van der Linden zuzustimmen, dass Luxemburg nicht, wie Paul Le Blanc (67) behauptet, „die weltweite Koexistenz von verschiedenen Kulturen, verschiedenen Gesellschaftsformationen und verschiedenen Produktionsweisen ...“ annahm. Sie ging im Gegenteil davon aus, dass der Kapitalismus diese in historisch kurzer Zeit beseitigen würde: „Luxemburg nahm an, dass die Einverleibung der noch-nicht-kapitalistischen Schichten und Gesellschaften zur totalen Vernichtung der alten sozial-ökonomischen Strukturen führen würde. Tatsächlich können nicht-kapitalistische Verhältnisse aber als hybride Bestandteile des Kapitalismus weiter bestehen ...“ (135). Leider wird von den Autoren das Potential von Luxemburgs ‚Akkumulation‘ zur Erklärung des gegenwärtigen Aufstiegs der Peripherie nicht ausgeschöpft. So folgt Ingo Schmidt in seinem Schlussbeitrag offensichtlich dependenztheoretischen Erklärungsmustern, wenn er eine angebliches „Ende der Entwicklungsstaaten“ und eine „Proletarisierung der Peripherien“ konstatiert, die „in maßgeblich von westlichen Konzernen kontrollierte Produktions- und

Vertriebsnetzwerke“ eingegliedert würden. Einige dieser Staaten sind aber heftig dabei, sich von dieser untergeordneten Rolle zu befreien. Heute ein „Ende der Entwicklungsstaaten“ (Schmidt, 159) zu deklarieren, erscheint völlig abwegig. Der aktuell zu beobachtende „Aufstieg des Südens“ ist – wie z.B. die Entwicklungsorganisation der UN in ihrem jüngsten Bericht über die menschliche Entwicklung herausarbeitet – ganz entscheidend dem „proaktiven Entwicklungsstaat“<sup>2</sup> zu verdanken, also der Tatsache, dass die großen Schwellen- und Entwicklungsländer die „Wendung zum Neoliberalismus“ (Schmidt, 160) nicht mitgemacht haben. Schmidts widersprüchlicher Umgang mit dem entwicklungspolitischen Diskurs Luxemburgs zeigt auch seine Behauptung, dass „die neoliberale Akkumulation in diesem Jahrzehnt (die 1990er Jahre, J.G.) zu erheblichen Teilen mit der Expansion des Kapitals in die vormals staatssozialistischen Länder Osteuropas und Asiens erklärt“ werden könne (31). Ganz davon abgesehen, dass es schwer fällt, das China der 1990er Jahre als „staatssozialistisch“ zu verstehen (tatsächlich qualifiziert Schmidt China weiter unten als „Zentrum der kapitalistischen Transformation“ (161)), so wird bei ihm nicht klar, wieso sich diese Rolle schon in der ab 2001 einsetzenden Periode „äußerst labiler Akkumulation“ in ihr Gegenteil verkehrt haben soll, so dass „China, Indien und Brasilien“

<sup>2</sup> UNDP, Bericht über die menschliche Entwicklung 2013. Der Aufstieg des Südens: Menschlicher Fortschritt in einer ungleichen Welt, Berlin 2013, S. 77

heute angeblich die „Tendenz zur globalen Überproduktion“ verschärfen (32). Dass einige der ehemals peripheren Länder dabei sind, sich unter kapitalistischen Vorzeichen von der Dominanz des Imperialismus zu befreien, passt nicht in dieses Betrachtungsschema – wohl aber in das von Rosa Luxemburg, die formulierte: „Diese („die äußeren Anleihen“) sind unentbehrlich zur Emanzipation der aufstrebenden kapitalistischen Staaten und zugleich das sicherste Mittel für alte kapitalistische Staaten, die jungen zu bevormunden ... . Sie sind das hervorragendste Mittel, dem akkumulierten Kapital alter Länder neue Anlagensphären zu eröffnen und zugleich jenen Ländern neue Konkurrenten zu schaffen, den Spielraum der Kapitalakkumulation im ganzen zu erweitern und ihn gleichzeitig einzuengen.“<sup>3</sup> Rosa Luxemburg wiederholt im Kontext der kapitalistischen Durchdringung der kolonialen Länder so oft die Formulierung von der „Emanzipation der jungen kapitalistischen Staaten“, dass es verwundert, wie dieser wichtige und hochaktuelle Aspekt übersehen werden konnte. Luxemburg hatte schon früh erkannt, dass die kapitalistische Expansion sich rasch gegen die Hauptländer richten könnte, und dass eine Emanzipation junger kapitalistischer Länder möglich ist.

Indem die zentralen Aussagen von Luxemburgs Hauptwerk nicht oder nur unzureichend diskutiert und ausgeschöpft werden, wurde eine große Chance zur Weiterentwicklung von Luxemburgs Gedanken vergeben. Trotzdem ist der vorliegende Sam-

melband lesenswert – denn er ist eine der wenigen Veröffentlichungen, die wenigstens versuchen, auf die aktuelle Bedeutung und den nach wie vor innovativen Gehalt der Luxemburgschen Analysen aufmerksam zu machen. Etwas Besseres gibt es wohl nicht zu diesem Thema.

Jörg Goldberg

## Flugstunden mit der italienischen KP

*Lucio Magri, The Tailor of Ulm. Communism in the Twentieth Century, Verso, London/New York 2011, 434 S., 59,95 US-Dollar*

Das Leben des im November 2011 verstorbenen italienischen Journalisten und Politikers Lucio Magri wäre an und für sich ein (sofern in autobiographische Form gegossen) hinreichend interessantes Buch, dessen Lektüre sich lohnen würde, da sich an Magris Lebenslauf exemplarisch Entwicklungslinien eines Teils der italienischen Linken nach dem Zweiten Weltkrieg ablesen lassen: ursprünglich aus der Jugendorganisation der Christdemokraten kommend und seit Mitte der 1950er Jahre Mitglied des PCI (Partito Comunista Italiano), der – seit der brutalen Zerschlagung der KP Indonesiens – bedeutendsten und größten kommunistischen Partei in einem kapitalistischen Land, Mitbegründer und langjähriger Redakteur der neulinken Zeitung „Il Manifesto“, wofür er ebenso wie Rossana Rossanda aus der Partei ausgeschlossen wurde, in die er jedoch nach dem kläglichen Scheitern der Konzeption des „historischen Kompromisses“ zwischen Kommu-

<sup>3</sup> Rosa Luxemburg., Gesammelte Werke, Bd. 5, Berlin 1975, S. 367.

nisten und Christdemokraten wieder zurückkehrte, als die von ihm geführte kleinere „Partei der proletarischen Einheit“ mit dem PCI fusionierte, nur um letzteren nach dessen faktischer Selbstauflösung oder Mutation zu einer sozialdemokratisch ausgerichteten Formation Anfang der 1990er den Rücken zu kehren und am Beginn des Aufbaus der Rifondazione Comunista mitzuwirken. Magri wählt in dem hier zu besprechenden Buch jedoch einen anderen Ansatz. Zwar erweckt der Untertitel der sehr gut von Patrick Camille besorgten und flüssig lesbaren englischsprachigen Übersetzung den Eindruck, dass es sich bei Magris Text um eine Weltgeschichte des Kommunismus im vergangenen Jahrhundert handle. Das 2009 im Original erschienene Buch, dessen Untertitel („Il sarto di Ulm. Una possibile storia del PCI“) allerdings verrät, dass es um *eine mögliche* Geschichte der italienischen KP geht, ist bescheidener – und ambitionierter zugleich.

Die privilegierte Stellung eines aktiv in die im Verlaufe des Buchs beschriebenen und zu einem Großteil durchaus treffend analysierten politischen Auseinandersetzungen Eingebundenen nutzend, weiß Magri um die begrenzte (allerdings deswegen nicht minder wertvolle) Sicht der Memoiren. Vielmehr ergänzt er mit seinen eigenen Erinnerungen in sinnvoller Weise die Verlautbarungen anderer zur Parteigeschichte und rückt die Entwicklung des italienischen Kommunismus in eine aus seiner Sicht richtige Perspektive. Das Buch trägt daher eher den Charakter eines Essays als einer Geschichtsdarstellung. Vorkenntnisse in der Ge-

schichte der italienischen Linken sind deshalb bei der Lektüre von Vorteil, lassen sich für deutschsprachige Leser aber hervorragend z.B. mit Hilfe der Publikationen Gerhard Feldbauers erwerben. Insbesondere die nicht-italienischen Lesern wohl oft eher unbekannt Namen vieler KP-Funktionäre und anderer italienischer Politiker könnten Verwirrung stiften. Hilfreich sind hier die oft mit biographischen Informationen gefüllten Fußnoten, die jedoch leider bei einigen erklärungsbedürftigen Namen ausbleiben.

Der Autor konzentriert sich, nach einer geboten kurzen Überblicksdarstellung der Genese des kommunistischen Teils der internationalen Arbeiterbewegung allgemein und eines Abrisses zum spezifischen, durch Antonio Gramsci bestimmten, theoretischen und historischen Hintergrund des Marxismus in Italien, auf die Entwicklung seit der Wandlung von der Kommunistischen Partei Italiens (PCdI) zur Italienischen Kommunistischen Partei (PCI): eine im Zuge der antifaschistischen Resistenza und der Auflösung der Kommunistischen Internationalen 1943 durch Palmiro Togliatti angestoßene Betonung der nationalen Unabhängigkeit, deren Emphase sich vor allem in der deutschsprachigen Übersetzung anhand der Stellung des Adjektivs „italienisch“ veranschaulichen lässt. Dementsprechend entfaltet Magri seine Schilderungen vor dem Hintergrund zweier widerstreitender, von ihm gleichermaßen als dominant wahrgenommener Thesen zum Charakter des PCI. Diese wären: 1.) die von Teilen der Linken vertretene Auffassung, dass der PCI

nach dem Zweiten Weltkrieg lediglich eine sozialdemokratische Reformpartei gewesen sei, deren Ende letztendlich aus der Konsequenz dieses Wesens entsprungen sei, und 2.) der vor allem von rechts vorgebrachte (und in der Politikansprache eines Silvio Berlusconi bis heute eine wichtige Rolle spielende) Vorwurf, wonach die italienischen Kommunisten letztlich verhinderte Insurrektionisten im Dienste der Sowjetunion gewesen seien. Es sei an dieser Stelle vorweggenommen, dass Magri beide Thesen inhaltsreich verwirft, jedoch auch kein kohärentes eigenes Ergebnis vorlegt. Auch anderen Legenden, wie zum Beispiel dem Mythos von der angeblichen Verfälschung des Werks Gramscis durch Togliatti, tritt Magri, der aus biographischen Gründen der „Linientreue“ gegenüber dem alten PCI verhältnismäßig unverdächtig ist, entgegen. In der Tat kommt der PCI, der nicht nur als eine in der italienischen Gesellschaft in faszinierender Weise als „normal“ akzeptierte politische und kulturelle Institution, sondern auch als eine – insbesondere in der unmittelbaren Nachkriegszeit – zum Teil verfolgte und in der Ausübung ihrer Rechte behinderte Massenpartei gezeichnet wird, in Magris Urteil erstaunlich gut weg. Die Ursachen für Fehlentwicklungen werden zumeist in objektiven Umständen, wie beispielsweise den Vorgaben des KomInform in den frühen 1950er Jahren, gesucht. Trotz ihres genuinen Wirkens in Italien wird der Zusammenhang mit der Geschichte der Sowjetunion – anders als es viele Führer des rechten Flügels des PCI vor allem in der Endphase der Parteigeschichte darzustel-

len versuchten – von Magri klar unterstrichen. Materialistischen Ansprüchen genügend lässt Magri auch Daten zur wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung Italiens breiten Raum, die die geschichtliche Entwicklung der Partei so besser verständlich machen.

Eine abschließende befriedigende Antwort, die darüber Auskunft geben könnte, warum nicht nur der PCI, sondern vor kurzem faktisch auch Rifondazione Comunista verschwunden ist, oder anders ausgedrückt: warum der Ulmer Schneider, der leitmotivartig den Titels des Buches bestimmt, abgestürzt ist, bleibt Magri in seinem Buch freilich schuldig. Dass der ehemalige rechte Flügel der Rifondazione um Nichi Vendola sich nun als Teil der Partei SEL (Sinistra Ecologia Libertà) abermals auf dem Weg in Richtung Sozialdemokratie befindet deutet auf ein tieferliegendes Problem hin. „Dritte Wege“ in Italien scheinen tatsächlich eine Durchgangsphase zur Sozialdemokratie zu sein.<sup>1</sup> Für die Frage bezüglich einer etwaigen Beteiligung von Linksparteien an bürgerlichen Regierungen, die sich in Deutschland scheinbar regelmäßig stellt, aber beispielsweise auch die derzeitige Situation in Griechenland betrifft, ist Magris Kritik an Enrico Berlinguers theoretischer Konzeption des bereits erwähnten „historischen Kompromisses“ sowie der Darlegung des

<sup>1</sup> Vgl. Georg Fülberth, Die europäische Sozialdemokratie: Geschichte eines Zerfallsprozesses?, in: Marcel van der Linden/Christoph Lieber (Hrsg.), Kontroversen über den Zustand der Welt. Weltmarkt – Arbeitsformen – Hegemoniezyklen, Hamburg 2007, S. 199-208, hier S. 206.

Scheiterns der Umsetzung sehr instruktiv. Besonders die von Magri vorgenommene Teilung des Wirkens Berlinguers als KP-Führer in zwei Phasen verdient Beachtung. Der „erste“ Berlinguer (1972-1980) ist hierbei der staatstragende Protagonist einer Verständigung mit den Christdemokraten. Der „zweite“, dessen Wirkungsspanne die Zeit bis zu seinem Tod 1984 markiert, wird hingegen durch folgende Parameter bestimmt: die Rückbesinnung auf den Klassenkampf (illustriert beispielsweise durch strikte Parteinarbeit für die FIAT-Arbeiter im Rahmen der dortigen Auseinandersetzungen); die Frage der Moral in der Politik (die mehr war als ein bloßes idealistisches Moralisieren, sondern eine progressive Kritik an der um sich greifenden Korruption); das Bemühen um ein weiteres Absetzen von den Staaten des Warschauer Vertrages. Die Widersprüchlichkeit dieses Ansatzes, der eine innenpolitische Besinnung auf klassische linke Positionen mit einer außenpolitischen Bindung an den Westen zu vereinen suchte, zeigt das Dilemma einer Partei, der Berlinguer als „Zentrist“ vorstand und deren Flügel sich in Zentrifugalkräfte verwandelt hatten.

Während der bestenfalls noch als sozialliberal zu kennzeichnende Partito Democratico (PD), der über Umwege aus der alten PCI kommt, zweifelsohne die Hypothek des „ersten Berlinguer“ für sich reklamieren kann und dies auch tut, wurde der „zweite“, zumindest was die Betonung des Klassenantagonismus angeht, zum Vorbild der Rifondazione und der sich 1998 von ihr abgespaltenen PdCI (Partito dei Comunisti

Italiani). So wird klar, wieso sich alle Derivate des alten PCI auf dieselbe zeitgeschichtliche Person als Leitfigur berufen, aber zum Teil gegensätzliche Konzeptionen mit ihr verbinden. Berlinguers Ausspruch, wonach der PCI eine Partei sei, die sowohl „konservativ“ als auch „revolutionär“<sup>2</sup> zu sein habe, war sein rhetorisch unglücklicher Versuch, sich zumindest zwei Aspekten des dialektischen Begriffs der „Aufhebung“ zu nähern. Übrig geblieben ist hiervon heute bei einem Großteil seiner vermeintlichen Erben allein die Bedeutungsebene, wonach die Verwaltung der kapitalistischen Gesellschaft am besten bei der PD aufgehoben sei. Magri hielt demgegenüber auch Jahrzehnte nach den beschriebenen Ereignissen die Existenz einer selbstständigen KP für notwendig, was auch sein im Anhang des Buchs in einem langen Auszug abgedruckter Aufsatz über kommunistische Identität zeigt, der ursprünglich aus dem Jahr 1987 stammt und Teil des Selbstverständnisses derjenigen wurde, die sich gegen die faktische Selbstauflösung ihrer Partei stellten. Dass er und seine Mitstreiter in dieser Frage nicht alleine waren, zeigt Magri anhand von Zahlen, die den Rückgang des Wählerzuspruchs und sinkende Mitgliederzahlen im Endstadium der Parteigeschichte verdeutlichen. Ein Großteil der ehemaligen PCI-Mitglieder hat sich jedoch offensichtlich komplett von der aktiven Politik abgewandt.

Am Ende bleiben der Trotz und der durchaus nicht zu Unrecht empfundene

<sup>2</sup> Vgl. Leo Kofler, *Der Konservatismus. Zwischen Dekadenz und Reaktion*, Hamburg 1984, S. 50.



Stolz von Akteuren wie Magri, „dabei gewesen“ zu sein, die Trauer und die Wut über das Ende der Existenz des PCI und die Ungewissheit, wie mit dem sich daraus ergebenden Dilemma umzugehen ist. Dem Ulmer Schneider war, zumindest in seiner von Bertolt Brecht als Gedicht erschaffenen Form, – trotz seines Scheiterns – die Klarheit gegeben, dass soziale Verhältnisse historisch und als solche gestaltbar und letztendlich überwindbar sind und überwunden werden müssen. Dem Schneider namens PCI und mit ihm bedeutenden Teilen der italienischen Linken scheint diese Erkenntnis verloren gegangen zu sein. Ein Buch, welches sich einer Erklärung des Scheiterns nähert, müsste unter anderem den Widerspruch zwischen einer imposanten und wirkungsmächtigen kommunistischen Kommunal- und Regionalpolitik, die bei Magri kaum vorkommt, und dem Fehlen der Perspektive einer grundlegenden Veränderung berücksichtigen. Der „Tailor of Ulm“ ist dieses Buch noch nicht, aber eine sehr lesenswerte Etappe auf dem Weg dorthin. Schade, dass noch keine deutsche Übersetzung vorliegt.

*Phillip Becher*

## Politische Bildung

*Harald Werner, Wie die Gedanken in die Köpfe der Menschen kommen. Dialektik und Didaktik der politischen Bildung, PapyRossa, Köln 2013, 189 Seiten, 12,90 Euro*

Vorweg: Der Weg von den Gedanken in die Köpfe, wie er in dem Buch von Harald Werner beschrieben wird, vollzieht sich insbesondere durch die Aneignung von Inhalten der gewerk-

schaftlichen und politischen Bildungsveranstaltungen. Dabei wird auch berücksichtigt, dass ja die TeilnehmerInnen derartiger Veranstaltungen immer schon mit vielfältigen Gedanken im Kopf erscheinen, geprägt von ihren beruflichen, politischen und privaten Erfahrungen – vielleicht noch nicht genug, aber das ist sicher auch sehr schwer zu erfassen.

Wenige Monate, nachdem das Buch mit dem prägnanten Titel „Belehre mich nicht – lass mich lernen“ (Tübingen, DGVT-Verlag 2013) von Harald Werner und mir erschienen ist, legt der Autor jetzt sein neues Buch mit dem Titel „Wie die Gedanken in die Köpfe der Menschen kommen“ vor. Man merkt es dem Text allerdings auch an, dass er nicht nur schnell verfasst, sondern offenbar auch in Eile lektoriert wurde. So etwa, wenn in der Einleitung auf Kapitel verwiesen wird, die es leider gar nicht gibt.

Der Band enthält vor allem eine Fülle nützlicher Hinweise für Lehrende als auch für Lernende, die konsequent im Sinne der Kritischen Psychologie als Subjekte betrachtet werden. Also nicht als Objekte der Belehrung! Man spürt, dass der Autor selbst kein Stubenhocker ist, vielmehr aus langjähriger vielfältiger Erfahrung schöpft und nicht beabsichtigt hat, eine theoretische Belehrung zu verfassen. Bis ins kleinste Detail (Kap. 4.2) der Kartenarbeit werden die methodischen Vor- und Nachteile in der Bildungsarbeit erörtert. „Alles schön bunt hier“ (Kap. 4) macht die Kritik konkret, „fremdbestimmte Selbstbestimmung“ mit bunten Karten und Bildern wird als Methode einer interessengeleiteten Belehrung identifiziert.

Das Kapitel „Lernen im Internet“ (Kap. 4.7) dürfte für viele in der Bildungsarbeit Tätige eine Einführung in ein Neuland bedeuten, das wiederum vom Autor bereits in einem Pilotprojekt erprobt wurde und im Buch mit seinen Vor- und Nachteilen beschrieben wird. Schließlich wird das „Lehren lernen“ (Kap. 5) dem aufklärerischen Charakter des Buches in besonderer Weise gerecht.

Hier wird gezeigt, wie „Coaches, Trainer und Weiterbildungsmanager“ um der Karriere ihrer künftigen Klientel nicht nur mit fremdbestimmtem Lernen hergerichtet werden, sondern auch mit den entsprechenden Methoden. Dagegen wird das „Vorbereitet sein“ (Kap. 5.3) in emanzipatorischen Zusammenhängen als wesentlich aufwendiger dargestellt.

Eingangs stellt sich der Text allerdings sehr viel theoretischer dar. Prinzipien der Dialektik: „Einheit und Kampf der Gegensätze“, „Negation der Negation“ und „Umschlag quantitative Veränderungen in eine neue Qualität“ werden wie aus einem Lehrbuch referiert. Anders und leichter lesbar ist die Erklärungen der Entwicklung der Kritischen Psychologie zu einer Subjektwissenschaft. Aus ihr folgt, dass sowohl in der Forschung als auch in praktischen Arbeitszusammenhängen die Subjektorientierung zum Ausgangspunkt genommen wird. Dem wird der Autor in besonderer Weise gerecht.

Die Vielzahl konkret nützlicher Erkenntnisse für die praktische Bildungsarbeit, die oben bereits hervorgehoben wurde, verdankt sich der tiefen praktischen Erfahrung des Autors. Sie steht allerdings etwas unvermittelt neben dem Titel des Bu-

ches und dem Versprechen, das damit angekündigt wird.

Im zentralen Kapitel 2.2., das schließlich dem Titel des Buches näher kommt, folgen die Erklärungen im Wesentlichen den von J. Bauer vor fünf Jahren spekulativ in die Welt gesetzten „Spiegelneuronen“, die aber, so es sie denn real geben sollte, die Frage des Kapitels und des zentralen Buchtitels nicht hinreichend beantworten können (56ff). Andererseits wird aber wiederum auf einer anderen Ebene deutlich beschrieben, über welche Vermittlungsformen und Widerspiegelungsprozesse „Gedanken in die Köpfe der Menschen“ gelangen.

Die von L. S. Galperin erforschten und ausführlich beschriebenen Etappen des Denkens und des ontogenetischen Aneignungsprozesses werden nur unzureichend von der Gestaltung von Lernprozessen in der Erwachsenenbildung unterschieden. Man muss Harald Werner sicher nicht unterstellen, dass er vergessen haben könnte, dass die Teilnehmer bereits denken können! (87f.)

Und an anderer Stelle erklärt er (155), dass das Spiel nicht nur ontogenetisch, sondern auch phylogenetisch als ursprüngliche Form des Lernens zu verstehen sei. Das widerspricht den bisherigen Forschungen zum Tier-Mensch-Übergangsfeld und auch der vom Marxismus mit dem historischen Materialismus hervorgehobenen Abfolge: Arbeit – Sprache – Denken. Dennoch ist die Aussage als eine These des Autors durchaus bedenkenswert.

Uneingeschränkte Bedeutung kommt hingegen dem Kap. 3 „Zur Dialektik von Lehren und Selbstlernen“ zu. Hier werden die verschiedenen von K. Holzkamp erarbeiteten Lernformen

erklärt, und es wird andererseits die immer wieder notwendige Kritik des Frontalunterrichts referiert. Eine originäre Leistung besteht in dem Bezug von Marx' Hinweisen zur Aneignung wissenschaftlicher Ergebnisse auf die politische Bildungsarbeit.

In einer Zeit, in der wir es, wie der Autor betont (30), mit einer eher rückläufigen gesellschaftlichen Bedeutung der Bildung zu tun haben, in der die Menschen zwar immer besser qualifiziert, aber immer weniger gebildet sind, kommt diesem Buch eine besondere Bedeutung zu.

Auch wenn sich der Autor das wahrscheinlich gewünscht hat, es ist keine leichte Lektüre daraus geworden. Nur wer bereit ist, sich der Mühe einer sehr intensiven Lektüre zu unterziehen, wird großen Gewinn aus ihr ziehen können.

*Bernhard Wilhelmer*

## Europäische Wirklichkeit

*Andreas Wehr, Der europäische Traum und die Wirklichkeit. Über Habermas, Rifkin, Cohn-Bendit, Beck und die anderen, PapyRossa Verlag, Köln 2013, 12,90 Euro*

2013 beschloss die Partei „Die Linke“ ihr Europawahlprogramm. Deren Vorsitzende teilte dazu mit, es sei lang darüber diskutiert worden, wie „zugespitzt“ die Kritik an der Europapolitik formuliert werden solle; mehrheitlich sei ein „Rückzug auf den Nationalstaat“ abgelehnt worden, auch sei nicht beabsichtigt, die AfD im Euro-Skeptizismus „zu überholen“. Man kann nur hoffen, dass diejenigen, die dann der stumpfen Kritik zur Mehrheit verholfen haben, dies nicht wegen der

Gefahr getan haben, anderenfalls die AfD einzuholen und zu überholen.

Die Linke hat nur dann eine Chance, wenn sie nach eingehender Analyse und Diskussion ihre eigene Position klar bestimmt; erst wenn dies geschehen ist, kann überlegt werden, ob um der besseren Realisierung willen möglicherweise Abstriche am Programm und Akzentverschiebungen in der Begründung vorgenommen werden sollen.

Ganz verfehlt ist es aber, eigene, als richtig erkannte Erkenntnisse und Positionierungen zu relativieren oder gar aufzugeben, weil sie übereinstimmen mit denen anderer Parteien oder gesellschaftlicher Kräfte, zu denen man ansonsten in grundsätzlicher Opposition sich befindet.

Das zeigt sich bei der Europapolitik besonders deutlich. Die Linke hat 360.000 Stimmen an die AfD verloren. Sehr wahrscheinlich ausschließlich wegen deren Europapolitik. Wenn nun herausgestellt wird, dass auch die Linke in der Beurteilung einzelner Fragen der Europapolitik der gleichen Meinung wie die AfD ist, so können nicht nur die Abgewanderten zurückgeholt werden, es kann auch die Grundsatzkritik an der AfD überzeugender formuliert werden; so kann gezeigt werden, dass man sich z.B. von einer SPD unterscheidet, die aufgrund eines fundamentalistischen, dogmatischen Feinddenkens Berührungsverbote zur Linken praktiziert und Anträge der Linken, die identisch sind mit den eigenen, allein deshalb ablehnt, weil sie von den Linken gestellt werden.

Wenn die AfD in den Wahlkampf zieht mit den Behauptungen, den

Griechen gehe es schlecht, die Deutschen zahlten und die Banken kassierten, so kann jeder Linke der ersten und der letzten Feststellung voll zustimmen, um dann aber um so überzeugender und glaubhafter die zweite Behauptung zu kritisieren und die Frage zu stellen, was die BRD gewinnt und verliert und welche Deutsche denn zahlen und welche profitieren.

Andreas Wehr gehört zu denjenigen Kritikern der Europäischen Union, die von keinen Berührungseurosen geplagt werden und die unermüdlich ihre Kritik vortragen.

In seiner neuesten Publikation, einem schmalen, aber sehr informativen Band beschreibt und analysiert er die Argumente einiger prominenter Befürworter der EU. Als Befürworter hat er ausgewählt: Jeremy Rifkin, Jürgen Habermas, Ulrich Beck, Daniel Cohn-Bendit/Guy-Verhofstadt und Martin Schulz.

A.W. stellt zutreffend fest: „In der Europäischen Union eskalieren die Klassenkämpfe.“ Er gehört nicht zu den Linken, wie Lothar Peter, die nicht wissen, was sie mit dem Klassenbegriff anfangen sollen. Aber auch die von A.W. zitierten Befürworter einer Stärkung der Union wissen nichts von Klassen und sehen sich nicht als ideologische Klassenkämpfer von oben, sondern eher als die Vertreter einer demokratischen, sozialen Friedensunion.

A.W. zeigt sehr exakt an gut ausgewählten Selbstzeugnissen der Autoren auf, dass die Wirklichkeit anders aussieht und – bestenfalls – nur geträumt wird. Es wird von Wehr nicht erklärt, welche Kriterien seine Auto-

renauswahl bestimmt haben; eine sehr große Zahl von Wissenschaftlern und Publizisten haben sich positiv zum Projekt EU geäußert und so kann gefragt werden, warum z.B. keine Juristen oder Friedensforscher Objekte der kritischen Analyse Wehrs geworden sind. Es wurde wohl nach Prominenz und öffentlicher Wirksamkeit ausgewählt, um so der Kritik mehr Gewicht zu verschaffen.

Die Auseinandersetzung mit Rifkin, auf dessen Schrift „Der Europäische Traum. Die Vision einer leisen Supermacht“ Wehr sich im Titel seiner Polemik bezieht, ist eine glänzende, vernichtende Kritik. Wehr weist auf zahlreiche fehlerhafte Tatsachenbehauptungen, Fehleinschätzungen und Widersprüche hin. Das Ganze sei gespickt „mit Spekulationen, schlichten Glaubenssätzen und unzähligen Phrasen.“ Weshalb denn auch zahlreiche phrasendreschende Politiker gern aus dem Rifkinschen Buch zitieren.

Rifkin erträumt sich eine Europäische Union ohne kapitalistische Marktwirtschaft und ohne Nationalstaaten. Netzwerke sollen an die Stelle des Privateigentums treten und eine herrschaftsfreie Zivilgesellschaft soll den nationalen Staat ablösen; diese Rifkinsche Zivilgesellschaft hat mit der von Gramsci nichts zu tun, denn diese ist „erweiterter Staat“ und alles andere denn herrschaftsfrei; wie könnte denn auch eine auf dem Privateigentum an den Produktionsmitteln beruhende Klassengesellschaft herrschaftsfrei sein? Wehr nimmt die Thesen und Träume Rifkins mit hochentwickelter kritischer Sezierkunst auseinander, und das intellektuelle Vergnügen, das diese bereitet, wird allenfalls durch

das Bedenken geschmälert, ob hier nicht vielleicht J.R. doch etwas zu viel Ehre und Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Die anderen EU-Befürworter träumen nicht, sondern stellen konkrete politische Forderungen auf und argumentieren mit angeblich handfesten Tatsachen, die aber von Wehr als zweckgerichtete Behauptungen und Propaganda kritisiert werden. So behauptet z. B. Martin Schulz – und findet damit vielfache Zustimmung – durch die immer engere Verbindung der Staaten seien in Europa Kriege verhindert worden und würden auch gegenwärtig durch die EU verhindert. Für J. Habermas hat sich die „zivilisierende Kraft“ der europäischen Einigung „vor allem in der Pazifizierung eines bluttriefenden Kontinents geäußert.“ Solchen Gründungsmythen hält Wehr entgegen: „Nicht Rom als Gründungsort der Europäischen Gemeinschaften, sondern Stalingrad markiert den Wendepunkt der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts.“ Die beiden großen Siegermächte des zweiten Weltkriegs führten zwar einen kalten Krieg gegeneinander, verhinderten aber, dass in Europa ein heißer Krieg ausbrach. Nach dem Zusammenbruch der UdSSR dauerte es denn auch nicht lange, bis in Europa – gegen Jugoslawien – wieder Krieg geführt wurde, völkerrechts- und verfassungswidrig. Deutschland – endlich! – wieder voll dabei: Genscher steckte die Lunte in Brand, J. Fischer blies aus vollen Backen, den Brand zu entzünden, und Scharping erfand seinen Hufeisenplan; dann zerstörten und töteten wieder deutsche Piloten. Das fand auch Habermas gut so.

Zurzeit rüstet die EU sich, eine eigenständige militärische Macht zu werden, um auch ohne die NATO weltweit ihre Interessen durchsetzen zu können, weitgehend unabhängig von den rechtlichen Schranken der einzelnen Mitgliedsstaaten.

Die demokratischen Defizite der EU werden vielfach beklagt, aber sie sind, wie Wehr ausführt, wesentlich für die gegenwärtige Verfasstheit der Union. Die EU ist die neoliberale Speerspitze im Kampf des Kapitals für den Abbau staatlicher Fürsorge und Vorsorge; sie ist gerichtet gegen staatliche Planung im Interesse der lohnabhängig Arbeitenden, die keine Verfügungsgewalt über Produktionsmittel besitzen.

Das Ziel der Stärkung der EU ist nicht die Bewahrung und Vertiefung der Demokratie und ist auch nicht der soziale Staat und die Gesellschaft der Gleichen; das Ziel ist, die Weltmachtstellung des europäischen Kapitals dauerhaft zu begründen und damit die Deutschlands, denn wie die Bundeskanzlerin feststellt: „Deutschland wird auf Dauer nur stark sein, wenn Europa stark ist.“

Wehr sieht nicht in der EU, sondern in den nationalen Staaten den „Raum politischer Kämpfe und Klassenausinandersetzungen.“ Auf diesen Raum seien die Kräfte, die für eine fortschrittliche Veränderung der politischen und sozialen Verhältnisse in den Mitgliedsländern eintreten, dringend angewiesen, „um ihre Forderungen operationalisieren, d.h. überhaupt durchsetzbar machen zu können.“

*Peter Römer*